
Mitteilungen und Berichte

Politik, Gesellschaft und wissenschaftliche Institutionen: Historikerkongresse im Vergleich

Am 27. und 28. Oktober 1995 traf sich in Nischwitz bei Leipzig eine kleine Gruppe von Wissenschaftshistorikern, um in vergleichender Perspektive über Historikerkongresse in ihren jeweiligen politischen, gesellschaftlichen und institutionellen Zusammenhängen zu diskutieren. Das Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig, das Institut für Kultur- und Universalgeschichte Leipzig e.V. und die Alexander von Humboldt-Stiftung waren die Träger der Veranstaltung.

Die Vorträge gruppieren sich um drei Themenkomplexe. Der erste behandelte die „Institutionalisierungsprozesse in den Natur- und Geisteswissenschaften im wissenschaftsgeschichtlichen Vergleich“. Innerhalb dieser Sektion widmete *Bernhard vom Brocke* seinen Beitrag den „internationalen Kongressen für historische Wissenschaften, Geschichte der

Medizin, der Naturwissenschaften, Technikgeschichte und Geschichte der geologischen Wissenschaften“, also der Institutionalisierung derjenigen Forschungen, die sich zumeist mit der Geschichte der eigenen Disziplin befaßten. *Vom Brocke* stellte heraus, daß sich die Wissenschaftsgeschichte erst relativ spät institutionalisiert habe. Ergänzt und illustriert wurde sein Beitrag durch den Vortrag *Martin Guntaus* über „Arbeiten zur Geschichte der geologischen Wissenschaften im Rahmen nationaler und internationaler Gremien“ und durch *Eberhard Wächtlers* „Gedanken zu einer Geschichte des International Committee of Industrial Heritage“.

Der zweite Vortragsblock konzentrierte sich auf die deutschen Historiker- und Soziologentage. *Matthias Middell* analysierte die ersten Historikerkongresse von 1893 bis 1913 und strich insbesondere den „Schweigekomproiß“ zwischen den Kontrahenten des außerhalb der Tagungen lautstark ausgefochtenen 'Lamprecht-Streits' heraus. Auch auf die Aus-

einandersetzung zwischen den zeitgenössischen Historikern, ob auf den Kongressen aktuelle politische Themen diskutiert werden sollten, ging *Middell* ein und damit auch auf die hinter dieser Diskussion stehende Frage nach der gesellschaftlichen Rolle der Geschichtswissenschaft. *Gangolf Hübinger* befaßte sich mit den „Historikertagen und Soziologentagen vor dem Ersten Weltkrieg. Kommunikation und institutionelle Abgrenzungen“, also mit der Institutionalisierung einer Konkurrenzdisziplin der Geschichtswissenschaft und deren Folgen für letztere. *Hübinger* ordnete den von ihm konstatierten ‘take-off’ bei der Institutionalisierung der Soziologie nach der Jahrhundertwende in den Zusammenhang einer Umbauphase der Kulturwissenschaften um 1900 ein. *Elfriede Üner* erweiterte diesen Blick um Ausführungen über die „frühe Institutionalisierung der Soziologie“, wobei sie die These vertrat, daß die Institutionalisierung dieser Disziplin keineswegs ‘verspätet’ stattgefunden habe, wie dies häufig in der Forschung behauptet werde. Im Kontext dieser These ging sie intensiv auf das sogenannte ‘Leipziger Debattierkränzchen’ und den dort vorherrschenden Positivismus ein. *Cathrin Friedrichs* Thema waren die deutschen Historikertage in den 1920er Jahren. Sie strich heraus,

daß es nach dem Ersten Weltkrieg unter den Historikern weder zu einer Selbstreflexion noch zu einer methodologischen Umorientierung gekommen sei. Lediglich die Volkstumsforschung und die historische Kartographie seien in den anerkannten Methodenkanon integriert worden, was aus dem zeitgenössischen politischen Hintergrund zu erklären sei. Der zweite Vortragsblock schloß mit *Martin Sabrows* Beitrag über die „westdeutschen Historikertage in ostdeutscher Sicht“ von 1953 bis 1964. Die westdeutsche Geschichtswissenschaft sei – so seine These – zu Beginn für die ostdeutschen Historiker vor allem ein Prüfstein gewesen, an dem sich die marxistische Geschichtswissenschaft messen sollte. Ab 1957 sei es jedoch zu einer Kehrtwendung gekommen: attackiert wurde der Gedanke einer wissenschaftlichen Koexistenz, und die ‘imperialistische’ Geschichtswissenschaft im Westen wurde zum Feindbild deklariert.

Der dritte Vortragsblock erweiterte dann den Blick auf Historikerkongresse im internationalen Vergleich. *Charlotte Beisswinger* verglich die deutschen und französischen Historikertage der Zwischenkriegszeit und kam dabei zu dem Ergebnis, daß sich die französischen Historikerkongresse im Vergleich zu Deutschland später institutionalisiert hätten und

zudem stärker auf die Veranstaltungen auf internationaler Ebene ausgerichtet gewesen seien. *Edoardo Tortarolo* ging auf die Historikertagungen in Italien zwischen 1879 und 1895 ein und betonte die starke Rolle, die die regionalen historischen Vereine bei diesen gespielt hätten. Deren großer Einfluß habe zur Folge gehabt, daß die Historikerkongresse weder auf den Prozeß der nationalen Einigung, noch auf die Fortentwicklung der historischen Methodologie oder Pädagogik einwirkten. *Eckhardt Fuchs* ging in seinem Vortrag über die „internationalen Historikerkongresse als Orte der Wissenschaftspräsentation“ zunächst auf die frühen internationalen Tagungen ein. Er stellte heraus, daß es bei diesen nicht nur um Austausch, sondern auch um eine Demonstration der jeweiligen nationalen Wissenschaften und um einen Wettbewerb beim Kulturexport gegangen sei. Bei anderen internationalen Wissenschaftlertreffen – beispielsweise auf dem ‘Congress of Art and Science’ in St. Louis 1904 – habe eher der Kampf gegen die negativen Folgen der Spezialisierung im Vordergrund gestanden. In der Nachkriegszeit seien die internationalen Kongresse von einer starken ideologischen Konfrontation geprägt gewesen. Den Abschluß der Tagung bildete *Michael Geyers* Vortrag über die ameri-

kanischen Historikerkongresse im 20. Jh. Er verfolgte die Entwicklung der ‘American Historical Association’ und der von ihr veranstalteten Historikerkongresse zu einer nationalen Repräsentation der Historikerschaft in den USA. Genauer beschrieb *Geyer* dann die Krise der Historikertreffen seit den sechziger Jahren, wo die Spezialisierung der Vorträge, der Ausschluß ‘nur’ historisch interessierter Laien und die große Zahl der Teilnehmer zu einem Bedeutungsverlust der Kongresse geführt hätten. Nun sei man auf der Suche nach neuen Kommunikationsformen, wobei das Internet eine immer größere Rolle spiele.

Überblickt man die Themen der einzelnen Vorträge, so könnte man bemängeln, daß sich aus ihrer Summe kein vollständiges Bild der Geschichte der Historikerkongresse ergibt: So fehlte beispielsweise ein Beitrag über die Historikertagungen in der Sowjetunion; zudem begnügte man sich bei den behandelten naturwissenschaftlichen Kongressen mit einem Blick auf die Geologie. Innerhalb der Geisteswissenschaften wurden allein die Soziologentage hinzugezogen, während doch ein vergleichender Blick beispielsweise auf die Ethnologie, Anthropologie oder Germanistik sehr interessant gewesen wäre. Auch könnte angemerkt werden, daß der zeitliche Schwerpunkt der

meisten Vorträge vor den dreißiger Jahren lag, während die geistes- und kulturwissenschaftlichen Kongresse unter den Bedingungen einer bereits voll ausdifferenzierten Wissenschaft nur selten in den Blick kamen. Auch die Zukunftsperspektiven für die nun schon über 100 Jahre alte Institution der Historikerkongresse waren kaum ein Thema der Diskussionen. Doch den Anspruch der Vollständigkeit können und sollen Tagungen dieser Art nicht erfüllen; sie dienen dem Gedankenaustausch, der Anregung für weitere Forschungen und dem Knüpfen von Kontakten und Netzwerken. Diesen Aufgaben ist die Tagung vollkommen gerecht geworden.

Schwerer wiegt hingegen eine mögliche Kritik, die sich gegen eine gewisse Zusammenhangslosigkeit zwischen den einzelnen Beiträgen richtet. Der Eindruck einer zeitweiligen Beliebigkeit hätte eventuell vermieden werden können, wenn man den Referenten strukturierende Leitfragen bei der Erarbeitung ihrer jeweiligen Themengebiete vorgeschlagen hätte. Die Frage, warum die Vertreter eines Faches zu einem bestimmten Zeitpunkt nationale Zusammenkünfte für notwendig hielten und in diesem Sinne aktiv wurden, hätte so systematischer beantwortet werden können. Auch das Verhältnis zu den „Konkurrenz- und Antidisziplinen“ (Lepe-

nies) im Prozeß einer allgemeinen Ausdifferenzierung und ‘Disziplinierung’ der einzelnen Wissenschaften hätte in einigen Vorträgen stärker in den Vordergrund gestellt werden können. Hier hätten auch die ‘Verluste’ im Verlauf des Institutionalisierungsprozesses – wie zum Beispiel die Marginalisierung alternativer Ansätze – thematisiert werden können. Insbesondere fehlte in einigen Beiträgen aber auch die konsequente Einbettung der wissenschaftlichen Kongresse in ihren politischen und gesellschaftlichen Zusammenhang – eine Einordnung, welche eigentlich durch den Titel der Veranstaltung vorgegeben war. Diese Fragestellungen spielten in den regen Diskussionen häufig eine Rolle – ein Hinweis darauf, daß in diesen Punkten noch großer Klärungsbedarf besteht. Darüber hinaus hätte man mithilfe der Frage, welche Funktion den (Historiker-) Kongressen im Rahmen des Institutionalisierungsprozesses zukam, jene Diskussion systematisieren können, die die Definition des immer noch sehr schwer faßbaren Institutionalisierungsbegriffes zum Inhalt hat. Daß hier noch ein großer Reflexionsbedarf besteht, haben die sehr interessanten Diskussionen auf dieser Tagung deutlich gezeigt. Sicherlich werden die folgenden Veranstaltungen, die sich mit weiteren Aspekten des

Institutionalisierungsprozesses in den Geistes- und Kulturwissenschaften beschäftigen werden, viel zur Klärung beitragen können. Auf die Fortsetzung dieser Veranstaltungsreihe darf man daher sehr gespannt sein.

Gabriele Lingelbach

Deutscher und italienischer Liberalismus im 19. und 20. Jahrhundert – ein Vergleich

In denselben Septembertagen des Jahres 1870, als die siegreichen Armeen Moltkes die Belagerung der französischen Hauptstadt aufnahmen und das Ende der deutschen Teilung besiegelten, schritten italienische Truppen zum Sturm auf den Kirchenstaat und verwirklichten damit die langgehegten Ziele des Risorgimento. Die fast zeitgleich verlaufende Nationalstaatsbildung in Italien und Deutschland hat – von den Zeitgenossen angefangen – Generationen von Historikern mit dem Problem konfrontiert, ob vergleichbare Triebkräfte den Gang der Entwicklung in beiden Län-

dern bestimmten. Nach den Erfahrungen des italienischen Faschismus und der zwölfjährigen nationalsozialistischen Gewaltherrschaft schloß sich unweigerlich die Frage an, ob der Charakter Italiens und Deutschlands als „verspätete Nationen“ den Weg zu diktatorischen und – zumindest dem Anspruch nach – totalitären Systemen prädestinierte. Trotz unübersehbarer Parallelen hat der wissenschaftliche Vergleich beider Länder auf substantielle Differenzen aufmerksam gemacht, beginnend mit den ganz unterschiedlichen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen im 19. Jh. über die Durchsetzung stark voneinander abweichender Formen konstitutioneller Herrschaft bis hin zu ideologischem und strukturellen Unterschieden zwischen den Diktaturen Mussolinis und Hitlers.

Einer der auffälligsten Unterschiede zwischen der deutschen und italienischen Entwicklung ist die jeweilige Rolle des Liberalismus. Deutsche und italienische Liberale gehörten seit der ersten Hälfte des 19. Jhs. zu den Kräften der Bewegung, beide wurden zu Trägern der Nationalbewegung – wenn auch in Italien unter starker Konkurrenz der Demokraten –, aber anders als in Italien, wo liberale Regierungen bis zur faschistischen Machtergreifung die Politik bestimmten, gelang es den